

„Berggeist.“

Zur
Unterhaltung

am
häuslichen Herd



K. A. W. KOLBEZT BERLIN

Illustrierte Beilage zur „Oraviczauer Zeitung“.
Verlag von C. Kehrer, Oravicza.

In der Champagnervilla.

Erzählung
von
Ormanos Sandor.

(Schluß.)

Einige vierzehn Tage waren seit Ludwig Welpods Todesnacht verfloßen. Er ruhte jetzt auf dem Binger Friedhof neben seiner vorangegangenen Gattin. In dem langen, stillen, ewigen Schlaf hatten alle Dissonanzen seines Wesens ihren Ausklang, alle ehrgeizigen Träume, die er im Leben gehegt, ihr Ziel und Ende gefunden.

Hans und Hanna waren seit mehreren Tagen in ihr altes Binger Heim wieder übergesiedelt. Sie hatten es der Witwe ihres Vaters angeboten, die Villa für ihre selbstleigene Benutzung zu behalten, aber Frau Henny hatte sich die endgiltige Annahme dieses Anerbietens noch vorbehalten.

Die Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten hatte sich glatt und ohne Zwischenfälle abgewickelt. Ein Testament war nicht vorhanden, aber die Kinder hatten in großmütigster Weise den Ansprüchen der Witwe gerecht zu werden versucht. Sie hatte in barem Golde ein Vermögen ausgezahlt bekommen, das Frau Henny ein in jeder Hinsicht glänzendes Auskommen sicherte.

Die Aufregungen, welche der Todesfall mit sich brachte, waren an der jungen Witwe ziemlich spurlos vorübergeglitten. Sie hatte nie eine wärmere Regung für den Mann empfunden, dem sie sich lediglich aus Berechnung zu eigen gegeben. Und jetzt zumal richteten alle ihre Gedanken sich auf einen Punkt: wie es Botho ergehen möge. — —

Mit Constanze sprach sie nicht von ihren Sorgen und Ängsten; die junge Comtesse, welche die Hoffnungen ihres Herzens ebenso

vernichtet sah, wie die Berechnungen ihres Verstandes fehl geschlagen waren, benahm sich völlig fassunglos.

An einem stürmischen Novemberabend litt es Frau Henny mit ihren trüben Gedanken nicht zwischen den vier Wänden des großen Hauses, das in der Stille der letzten Wochen einem riesigen Sarge vergleichbar war.

Eine warme Umhüllung umschlagend,

fahl gewordenen Bäume sang der Sturm seine eintönige, schwermütige Weise. Gespensterhaft tönte das Rauschen des Stromes durch die nächtliche Stille.

Plötzlich stockten Frau Hennys Schritte. Sie glaubte jemand kommen zu hören und obgleich sie sonst eine keineswegs ängstliche Natur war, packte sie doch plötzlich ein kindisches Grauen, das zum Entsetzen wuchs, als sie, langsam um eine Ecke biegend, einer dunklen, männlichen Gestalt sich gegenüber sah.

Sie wollte umkehren, fliehen, aber eine bekannte Stimme, die plötzlich an ihr Ohr schlug, hielt sie wie gebannt auf dem Fleck.

„Botho — Du —?“ stammelte sie.

„Ja, ich bin's,“ flüsterter er heiser.

„Den Bemühungen meines Rechtsbeistandes ist es gelungen, mich vorläufig wenigstens auf freien Fuß zu bringen — dennoch ist der Boden unter uns heiß und ich werde sobald als möglich fortzukommen suchen. Zu meinem Erstaunen höre ich bei meinem ersten Schritt in die Freiheit, daß Du Witwe geworden bist.“

„Ja — ich bin Witwe geworden,“ sagte Henny mit schwerer Stimme, „die Aufregungen jener letzten Spielnacht waren zu viel für Ludwig Welpod, sie wirkten tödlich.“

Einige Minuten blieb es still zwischen beiden, dann brach der Baron das Schweigen.

„Was nun?“ sagte er dumpf.

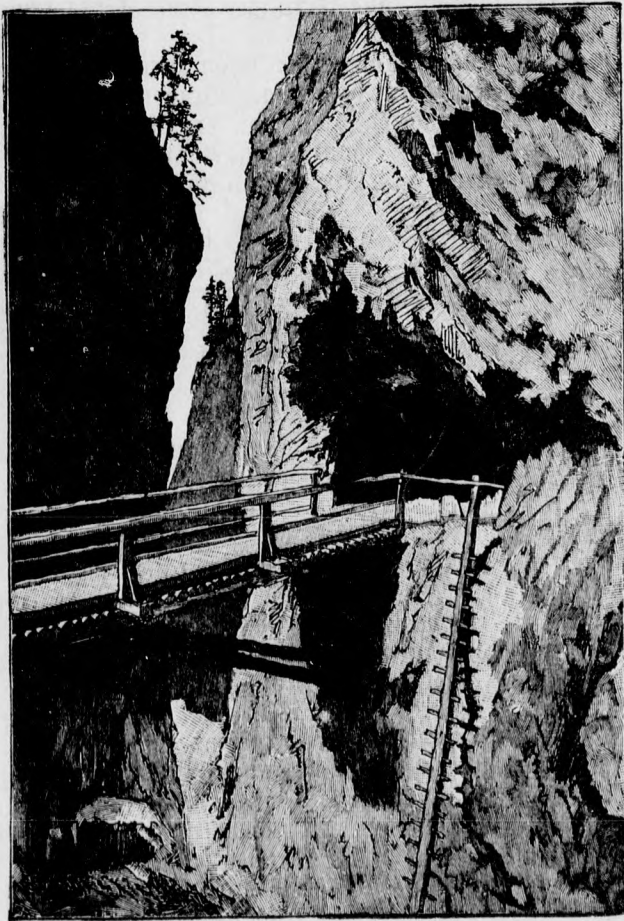
„Ich will Dir eine Summe Geld geben — damit sieh zu, daß Du — nach drüben kommst.“

„Und Du?“

Sie zuckte die Achseln. „Wohin mich der Sturm verweht, weiß ich noch nicht.“

„Denke an Dein Wort, Henny — an Deine Betenerung — damals!“ rief der Baron, „Du hast zugegeben, daß ich Dir noch immer teuer sei und daß, wenn der Tod Deine unwürdigen Fesseln löse —“

„Schweig!“ sagte Henny rauh, „ich mag nicht daran erinnert werden. Du vergißt,



Eine Fahrt auf der Giselabahn:
III. Partie aus der Kitzloch-Klamm.

ging sie in den Garten hinab und durchheulte ruhelos die verschlungenen Wege der Anlagen. Unter ihren Füßen raschelte das herabgefallene Laub und durch die Keste der

daß Dich Dein letztes Mißgeschick durch eigne Schuld traf. Ich habe nicht von Dir gedacht, daß Du soweit — zum Falschspieler — zum Verbrecher sinken würdest.“

Der Baron senkte die Augen zu Boden. „Wodurch kam ich soweit?“ murmelte er; „durch mein verwünschtes Pech. Wäre ich noch einmal im Besitz von hinreichenden Mitteln — der Böse soll mich holen, wenn ich auch nur eine Karte jemals anrühre.“

„Ist das ein unumstößliches Gelübde?“ fragte die Witwe ernst mit einem durchdringenden Blick.

„Ein Schwur!“ antwortete der Baron feierlich.

„Wir werden sehen,“ sagte Frau Henny nach einer Pause, „geh nach drüben und gib mir Nachricht, wenn Du dort angekommen bist, und wie es Dir dort geht. Wir werden dann sehen. Ich darf Dich nicht aufordern, ins Haus mit zu kommen.“

„Verlange auch gar nicht danach,“ sagte der Baron heftig, „ich bin schon seit geraumer Zeit hier umhergeirrt und habe auf einen günstigen Zufall gewartet, um mit Dir zu sprechen.“

„Tritt so lange in das Gartenhäuschen, bis ich das Betreffende geholt habe. — Ich werde eilen.“

Sie wendete sich ab und ging mit raschen Schritten dem Hause zu. Schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück. Im Gartenhäuschen, wohin der Baron auf ihren Wunsch sich begeben hatte, zündete sie die Ampel an und legte vor Botho ein Paket Banknoten hin. „Fünfzehntausend Mark — zur Ueberfahrt und für die nächste Zeit wird es genügen.“

Botho nickte. Dann plötzlich, ehe sie es hindern konnte, riß er sie an sich und küßte sie leidenschaftlich auf Mund und Augen.

„Du kommst nach, Geliebte — ich vertraue Dir,“ flüsterte er.

„Es kommt auf Dich an, Botho,“ entgegnete Henny, sich aus seiner Umarmung befreiend, „halte Dein Versprechen und spiele nicht mehr. Wenn Du mir den Beweis geben kannst, daß Du Dein Wort eingelöst, wenn ein anderer Mensch aus Dir geworden ist — dann ist es möglich, daß ich Dir folge.“

Sie reichte ihm die Hand, die er an die Lippen führte. Noch ein kurzer, inniger Abschied — dann trennten sie sich. —

Zwei Jahre sind seit Ludwig Belpods Tode verlossen.

Die Witwe hatte sich doch für die Annahme der Champagnervilla entschlossen, aber nachdem sie ein Jahr mit ihrer Schwester zusammen darin gewohnt, suchte sie das prachtvolle Haus zu verkaufen. Es sei ihr als alleinstehende Frau zu groß, sagte sie, und da sie in der That seit ihres Mannes Tode wenig Geselligkeit pflegte, war das vielleicht wirklich ein Grund.

Als sich längere Zeit hindurch kein Käufer für das kostspielige Gebäude fand, übernahm Hans Belpod, der mit seiner jungen Frau Dorothea, geborenen Spengler, in einer einfachen, niedlichen Villa in Bingen wohnte, die Villa, aber nur, um sie, ausgeräumt, als Geschäft und Lagerhaus zu verwenden. In der Champagnervilla sei kein Glück, meinten die Geschwister, keins von ihnen wollte sie zur Wohnung benutzen. Nur das Sterbezimmer des Vaters blieb in zarter Fürsorge unberührt.

Weltau und Hanna, die auch schon seit einem Jahr ein glückliches Paar sind, woh-

nen in dem ehemaligen Belpodschen Familienhause in Bingen. Mit ihrer Stiefmutter standen Hans und Hanna, seitdem Frau Belpod aus der Villa fort und mit ihrer Schwester nach Italien gegangen ist, nur noch ganz lose in Verbindung.

Vor kurzem kam die Anzeige von Konstanzes Verlobung mit einem italienischen Grafen und gleich darauf schrieb Frau Belpod, daß sie in der nächsten Zeit nach Amerika überzusiedeln gedenke — sie habe dort Verwandte — wenn es ihr drüben gefalle, werde sie ganz dort bleiben.

Der Prozeß Ladesqui-Ast wurde nicht so aufsehenerregend, wie man es vorher erwartet hatte. Ladesqui schob alle Schuld von sich ab und Baron Ast zu, genau so wie dieser es ehemals mit dem jungen Nürnberger Künstler gethan, und da Botho Ast spurlos verschwunden war, verlief die Sache ziemlich im Sande.

Arnold Kempen, der von Hans Belpod mehrere gut bezahlte Aufträge erhalten hatte, kam später persönlich an den Rhein, um die Bilder abzuliefern. Er malte dann noch nach den Photographien des verstorbenen Belpodschen Ehepaars lebensgroße Bilder — eine Arbeit, die ihn längere Zeit in dem Hause des jungen Belpod festhielt.

Dieser Aufenthalt, der Umgang mit den tüchtigen, zielbewußten, ehrenhaften Männern und ihren liebenswürdigen, gemüthvollen Frauen brachte einen gewaltigen Umschwung in sein Wesen und Leben. Nach längerer Zeit verfuhrte Hans Belpod zwischen dem jungen Künstler und seinen Eltern eine Ver- söhnung anzubahnen.

Leichter als er selber gehofft, gelang seine Absicht. Die Eltern waren, nachdem sie sich von der Besserung ihres für verloren gehaltenen Sohnes überzeugt hatten, nur zu gern bereit, ihm alle Irrungen und Fehl- tritte zu vergeben.

Eines Tages kamen die schon bejahrten hochgebildeten Leute beide nach Bingen, wo in dem Belpodschen Hause ein ergreifendes Wiedersehen und eine vollständige Aussöhnung zwischen Eltern und Kind stattfand.

In den Ferien.

Original-Novelle von Elise Stiebig. (Barones Elise Schulreiterin.)

Nichts wird wohl mit größerm Jubel begrüßt, als der Beginn der Sommerferien. Ich glaube, die Sehnsucht, aus den heißen Schulstuben und dem Trubel der nimmer rastenden Weltstadt ein paar Wochen entfliehen zu dürfen, ist bei den Lehrern noch weit größer als bei den Schülern. Jedenfalls bleibt es dahingestellt, wer die Tage bis zum Beginn derselben am eifrigsten zählt, Lehrer oder Schüler! Aber Ferien haben und daheim bleiben, das ist heutzutage ganz undenkbar! Man muß hinaus, das Herz verlangt nach dem freien Wanderleben, und es lockt uns in die grünen Hallen der Tannenwälder, wo das ermüdete Auge sich stärken kann, oder hoch hinauf auf Bergeshöhen, wo man, von goldenem Sonnenschein umflutet, hinabschauen kann in weitenweite Ferne.

Wie weiten sich da oben unsere bedrückten Lungen, und jubelnd möchten wir die Arme öffnen, die ganze Welt aus frohe Herz zu drücken!

Der Lieblingsausflug meines seligen Professors war die Ferienreise in unser schönes schlesisches Gebirge. Er mietete sich alljährlich in dem Dorfe Schreiberhan bei einer Bauern- frau ein Zimmer und pilgerte dorthin.

Und nun war er wirklich wieder in dem alten Balkenhause auf lustiger Höhe — ein idyllisch schönes Fleckchen Erde. Majestätisch erhebt sich dem Häuschen gegenüber die Kette des Hochgebirges, und ihm zu Füßen liegt der Ort mit dem rastlos rauschenden Bächen.

Er trat hinein in die trauliche Stube und feierte ein Wiedersehen mit jedem einzelnen, ihm so wohl bekannten Stück des Hausrats. Da stand noch derselbe gelbe Glasschrank mit den alten, urbehäbigen Kaffeekannen, mit den bunten Tassen, auf denen die Namen der ganzen Familie zu lesen waren, und alle die zierlichen Glasjachen, angefertigt von dem Wirt, der sich freute, wenn sie Beachtung fanden und die Gäste gelegentlich ein Stück davon kauften.

Er war nämlich Glasschleifer.

Auch den braunen, gemüthlichen Kachelofen mit der Ofenbank fand er wieder.

Noch war der Professor in Betrachtung dieser Herrlichkeiten versunken, als es an die Thür klopfte und das Gesicht der Frau Köfing, seiner Wirtin, hereinschaute.

„Jetzt kumma Se of gleich in de Summer- laube, Herr Professor, da 'naus hab' ich Se das Gssa gebrecht!“ rief sie ihm zu.

Ein Weilchen später saßen sie — denn Frau Köfing hatte sich auf seinen ausdrücklichen Wunsch zu ihm setzen müssen — plaudernd beisammen. — Mit vergnüglichen Schmunzeln sah sie ihm zu, wie es ihm mundete und freute sich, daß er trotz seiner Eklust noch Zeit fand, den Reiz der landschaftlichen Umgebung zu bewundern.

„Gelte Se, dos schmeckt! In den Berge schmeckt halt oll's. Na — und schener ist Schreiberhan auch worda, seit Se nicht mehr do woren,“ setzte sie mit Stolz hinzu.

Ja, er mußte es ihr eingestehen — wenn es jemals ein Ort verstanden hatte, sich in überraschender Weise zu heben, so war es das liebe Schreiberhan.

Vornehme Villen wuchsen fast über Nacht, wohlhabende Fremde, den besten Ständen angehörig, hatten sich niedergelassen und ihr Geld brachte Leben in den stillen Ort und verschönte ihn von Jahr zu Jahr. Als er dies alles rühmend hervorhob, schnitt Frau Köfing ein spöttisches Gesicht und fuhr sich mit den Händen glättend über die frisch gewaschene Schürze.

„Na do! Dos nem' her hier te Glick! Es wird halt mit jedem Jahr teurer durch se, und vermitten thun sie och! Ich hätt' mei Haus schun oft verkeesa kenne, erst im Hirbst wor e Graf aus Berlin do, aber de Boter i nec! Dos brengt kee Glick! Mei Mupper, der Drobrechts Wilhelm, thot's,“ und sie zeigte auf ein großes Gebäude mit schlanke Turmchen und zierlichen Balkons, von dem sie nur durch einen Gitterzaun geschieden waren. „Dos wor e Wesens, als Drobrechts Wilhelm die poor Tholer kriegte,“ hub sie wieder zu erzählen an. „Jo, Geld han und nischte thun, mecht a jed's gern. Aber als Drobrechts Wilhelm nach Berlin sterzte, wor dos Gelde halde weg, — und nun sibt er wieder zur Mitte do!“

Auf den sauber gehaltenen Kieswegen des Gartens, der zur Nachbarvilla gehörte, wandelte ein Hausmädchen mit weißem Häubchen und gleicher Schürze umher. Sie sah sehr hochmütig aus und vermied es, zu ihnen

herüber zu blicken, doch als sie an ihrer Laube vorüber ging, erhob sich Frau Köfing und rief:

„Anna, habt Ihr schon vermitt?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und seine Wirtin rief ihr triumphierend nach: „Mei Berliner is schon dol!“ Damit meinte sie den Professor. „Und in unse Stube gerad nüber von Ihnen, Herr Professor, zieht ne Gräfin nein!“

Das war ihm nun im Grunde gleichgiltig; hauptsächlich wollte er doch nur die Nächte hier zubringen und möglichst wenige Menschen sehen. Aber er mußte der guten Frau doch eingestehen, daß sie ihr Häuschen glänzend besetzt habe.

Morgen früh hoffte der Professor, vom Hochstein die Sonne aufgehen zu sehen. In diesem erquickenden Gedanken erhob er sich und ging ins Haus. Er genoß den ersten Tag der Freiheit in der herrlichen Gebirgsnatur mit vollen Zügen, und abends kam er müde, aber hochbeglückt heim. Seine gehobene Stimmung wurde bei seiner Rückkehr dadurch ein wenig herabgestimmt, daß er im Hausflur über einen Scheuerbesen stolperte, und Frau Köfing erst mit einem trocknen Tuch über die nassen Dielen fahren mußte, ehe er den Hausflur betreten konnte. Sie stemmte die Hände in die Seiten und rief ihm zu:

„Nee, hörn Se oof, Herr Professor, die Gräfin kimmt schon morgen des Tags und erwartet ha ich se erst die nächste Woche.“

„Hm,“ brummte er ärgerlich, und ein Gefühl des Unbehagens beschlich sein eben noch frohes Herz. Die nahe Nachbarschaft war ihm wohl auch nicht recht. So eine Gräfin will immer ein bißchen oben hinaus, selbst wenn sie nur bei Mutter Köfing Unterkunft sucht und sie war ihm höchst gleichgiltig. Er nickte seiner Wirtin zu und schritt eilig nochmals in den kleinen Garten, um Wetterstudien am Himmel zu machen.

Das Nennstieber, das ihn allemal in den Bergen erfaßt, hatte sich nach diesem ersten Ausflug bedeutend gesteigert. Der einzige Sprosse der Familie Köfing, „Korle“ benannt, saß in der zweiten kleinen Sommerlaube, die zu der Stube der Gräfin gehörte, und teilte mit Hund und Hühnern sein Abendbrot. Der Professor beobachtete in Ermangelung

eines Fernrohrs den Hochstein durch die hohle Hand, ob er ein Wolfenköpchen trüge oder nicht; denn er ist der Wetterprophet des Orts. Gleichzeitig fragte der Professor Korle, wie er wohl darüber dächte. Mit vollem Munde lachend, gab er ihm zur Antwort:

„Hält sich der Hochstein in Wolken ein, Dann giebt es Regen oder Sonnenschein.“

Belustigt rief er aus: „Da weiß ich aber genau, wie morgen das Wetter sein wird!“

sich in Schnee verwandelt; leichte, weiße Flocken tanzten um ihn her und flogen ihm ins Gesicht. Aber er trotzte mutig dem Berggeist und kehrte erst zu später Abendstunde heim.

„De Gräfin ist dol! Erst muß ich die versorga!“ so flüsterte ihm die Frau Köfing am folgenden Morgen zu.

Er war plötzlich bei ihr in zweite Linie gerückt. Er setzte sich auch ganz geduldig

in seine Sommerlaube, um auf sein Frühstück zu warten. — Frau Köfing hatte mit einem blütenweißen Tuch den Tisch in der Nachbarlaube gedeckt und bald drang das Klappern des Porzellangeschirrs zu ihm herüber. Horch! War das nicht ein Schrei aus Frauenmund?

Rasch erhob er sich und eilte zu Hilfe.

Der Haushahn war auf den Tisch geslogen und — durch den Schrei erschreckt — mit weit ausgreifenden Schritten von daumen geeilt, wobei er Tassen und Töpfe umgeworfen hatte.

Er erblickte aber auch ein jugendliches Mädchenantlitz, ein bleiches, feingeschnittenes Gesichtchen, aus dem zwei herrliche Neugieraugen ihn erschreckt anschauten. Bei seinem plötzlichen Auftauchen flog eine rosige Blut über ihr Antlitz. Dienstbeflissen erbot sich der Professor, Frau Köfing zu holen, um den Schaden wieder gut zu machen; dann kehrte er in seine Laube zurück.

Auf schwankendem Steg, der über den Bach führt, begegnete er später seiner jugendlichen Nachbarin. Sie stuzten beide.

„Professor Kühne,“ stellte er sich vor.

„Gräfin Antoinette Korninska,“ flüsterte sie.

„Ich habe die Ehre, Ihr Nachbar zu sein.“

Sie errötete und sagte lächelnd: „Als solcher waren Sie mir heut schon gefällig.“

Damit war die Bekanntschaft eingeleitet, und sie gingen gemeinsam durch den herrlichen Wald, bis sie in die Klamm kamen.

Ein wahrhaft großartiger Anblick erwartete sie hier. Mit wildbrausendem Getöse stürzten die Wasser hinab in die Tiefe; sie mußten, obwohl sie weit abstanden, vor dem Raß flüchten. Gräfin Antoinette hatte ihren großen runden Strohhut abgenommen und behielt denselben zu seiner Freude in der Hand — er konnte sie jetzt nach Herzenslust betrachten.

(Fortf. folgt.)



Arwed Köfing, der Baumeister des Leipziger Universitäts-Am- und Neubaus.

Nach dem Gemälde von Wilma Parlaghy.

Am 15. Juni d. J. vollzog sich in Leipzig, unter Anwesenheit des königlichen Landesherrn, die feierliche Weihe des Universitätsneubaus. Es war eine große und zum Teil sehr schwierige Aufgabe, welche Meister Arwed Köfing's Künstlerhand hier vollendet hatte und es ist deshalb doppelt ehrenvoll für denselben, daß es dem Meister gelungen, allen Anforderungen praktischer und ideeller Art diesem gewaltigen Bauwerk gegenüber gerecht geworden zu sein. Der Grund, auf dem die Leipziger Universität seit länger als dreihundert Jahren heimisch ist, war ursprünglich Klosterbesitz. Die 1409 begründete Hochschule hatte ihre Wiege in einem Teil der Häuser zwischen der jetzigen Goethe- und Ritterstraße, den auch heute noch Universitätsgebäude einnehmen. Was Meister Arwed Köfing bei diesem Bau besonders zur Ehre gereicht, ist die über alle Erwartung gelungene Lösung, durch welche der Künstler den alten Hauptbau mit den neuen Baulichkeiten durch und durch harmonisch vereinigt hat.

Als er am andern Tage aus dem Hause trat, war alles grau umzogen, die Prachtaussicht war verschwunden, und die schweren Wolken hingen so tief ins Thal hinein, daß man meinte, sie mit den Händen greifen zu können. „Bin ich erst oben, wird's besser werden,“ tröstete er sich, „und durch die Wolken durchzuschreiten, ist auch ein Vergnügen.“ Aber er täuschte sich. Auf der „neuen schlesischen Baude“ machte er Raß und setzte dann, unbeirrt durch das schlechte Wetter, seinen Weg fort. Der Regen hatte



Zu unsern Bildern.

Eine Fahrt auf der Gifelabahn (III. Partie aus der Kizloch-Klamm, Seite 37). Im weitem Verlauf der Bahn öffnet sich neben derselben die Kizloch-Klamm. Mancher glaubt, hinlänglich den weisenden Sternen seines Reisehandbuchs gehorham gewesen zu sein, wenn er den „Nichtenstein-Klamm“ die vorgeschriebenen paar Stunden „geopfert“ hat. Er irrt sich aber gründlich, denn dieser Schlund, Kizloch, durch welchen die Wasser von Mauriz zum Hauptstrom vordringen, erheischt gebieterisch einen Besuch. Die Hochthaler der Tauern muß man sich als Becken vorstellen, welche in den frühesten Perioden mit Wasser angefüllt waren. Dieses Wasser fand seinen Abfluß über den trennenden Bergwall hinweg nach dem viel tiefer gelegenen Hauptthal der Salzach. Das abfließende Wasser aber, welches schließlich des Höhenunterschiedes wegen einen die Salzach unmittelbar treffenden Sturz bildete, rieb seine Unterlage auf. Die Wasserfälle sagten sich zurück, wie überall. Das ist die Ursache der Klammeneubildung.



Ernst u. Scherz.

Ueber die chinesischen Frauen sind in Europa die irrigen Anschauungen verbreitet. Man hält ihre Stellung im Hause für eine besonders gedrückte und unwürdige. Das ist keineswegs der Fall. Die Frauen aus den unbemittelten Klassen des himmlischen Reiches müssen freilich schwer arbeiten, um ihre Schüssel Reis und Kohl zu verdienen, aber auch nicht schwerer als die Arbeiterinnen anderer Länder. Mann, sowohl wie Frau dieses Standes rauchen in der Freizeit ein Pfeifchen Tabak, aber dies scheint auch ihr einziger Luxus zu sein. Obgleich unter gewissen Umständen der Mann das Recht über den Tod und das Leben seiner Frau hat, so kommt es doch höchst selten vor, daß er sein Weib prügelt; andererseits hat der Mann das Recht, seine „bessere Hälfte“ zu hundert Schlägen verurteilen zu lassen, falls sie sich untersteht, ihn züchtigen zu wollen. Ein solches Vergehen der Frau ist auch Grund zur Scheidung. Es kann nicht bestritten werden, daß die ärmere Klasse der Frauen im allgemeinen gut von ihren Männern behandelt wird, und ferner ist es eine nicht allzu seltene Begebenheit, daß das weibliche Geschlecht im himmlischen Kaiserreich den Eheherrn so meisterhaft unter dem Pantoffel hält, wie dies oft genug in unserm lieben Vaterlande der Fall ist. Besonders Mitleid pflegt man bei uns der vornehmen Dame des Reiches der Mitte nicht zuzuwenden. Man schildert sie als eine bloße Pflanze, als eine seelen- und neigungslose Maschine u. s. w. Solche Ansicht ist jedoch vollständig irrtümlich. So werden z. B. die Heldinnen in jedem chinesischen Roman als vorzüglich erzogen hingestellt; sie können dichten und Confucius anführen. Eine jede von diesen mandelbäugigen Schönheiten ist besonders geschickt in Stickerien. Chinesische Damen besuchen sich fast täglich, und an gewissen Festtagen kann

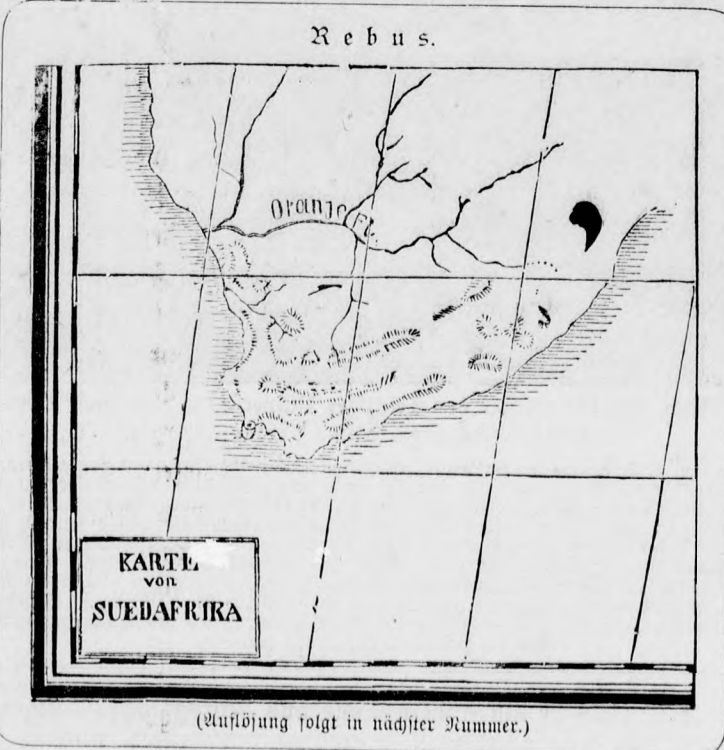
man die Tempel und Straßen mit diesen „goldenen Lilien“ gefüllt sehen. Sie laden ihre Verwandten und Freundinnen zu kleinen Mittagessen ein und verstehen das Klatschen gerade so gut wie ihre Schwestern im fernen Westen. Ja, oft zankt sich die erste Frau mit der zweiten. Beide sind dann im Stande, das Haus für den bedauernden Gemahl so ungemütlich zu machen, wie nur irgend eine ihrer temperamentvollen Schwestern des Abendlandes.

Eine wunderliche Geschichte ist jedenfalls dem Advokaten Herbert begegnet. Der gute Mann hatte sich mit seiner jungen Frau in Calais auf dem Dampfer „Kaiserin von Indien“ nach England eingeschifft. Von Paris aus war den Beiden ein hübscher Franzose auf dem Fuße gefolgt; Frau Herbert unterhielt sich mit dem gefälligen Mann auf das angelegentlichste und ihr Gatte, der kein Wort französisch versteht, litt Qualen der Eifersucht, da er bemerkte, wie trefflich sein Weib mit dem interessanten Fremden sich verstand. Er verfolgte die Beiden; er bespähete sie; endlich waren sie allein in der Cabine und der Advokat sah, wie der Franzose vor der Dame niederkniete und den Saum ihres Kleides faßte. Während stürzte der Eifersüchtige herzu; der Liebhaber entkam ihm aber und verschloß sich in der Puffenabine. Herbert drohte seiner Frau mit dem Tode, sie sah ihn verwundert an; er sprach von Scheidung — da gab sie zu, der Unbekannte sei ein Genie und sie interessiere sich höchlich für seine Werke. Es wurde ein Zank daraus; während sie aber stritten, kam der Fremde und entfaltete ein Paket. Ein wunderbares Sommerkleid, thatsächlich das Werk eines Genies, kam zum Vorschein. Dieses hatte das Geheimnis gebildet, das zwischen Frau Herbert und ihm schwebte — denn er war ein Damenschneider und erzählte später, noch nie sei ihm eine so hohe Rechnung mit solcher Bereitwilligkeit, mit solchem Vergnügen, beglichen worden, als die für Frau Doktor Herbert.



Ganz unmöglich.

„Glaub mir, um die Hand von Fräulein Tochter zu bitten!“
 „Nun, heute auf keinen Fall! — Wir haben großes Reinmachen und da hat mein Licht keine Hand frei.“



Rebus.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Uebertrumpft. Müller: „Einen Mann, der seine Frau so liebt wie ich, werden Sie wohl selten finden. Um sie glücklich zu machen, wäre ich im Stande, mich in einem öden Walde als Einsiedler niederzulassen!“ Lehmann: „Das ist noch gar nichts; ich hatte einen Onkel, der hing sich auf, weil er merkte, daß seine Frau in Schwarz am besten aussah!“

Zweifelhafte Schärade.
 „Zwei Wörter schließen mein Name ein.
 O, möcht' es Dein Bestreben sein,
 Daß keines je von Dir entschwindet,
 Stets fest und fester sich verbindet.“
 So sprach verliebt das Ganze
 Zur Braut im Myrtenkranz.

Wortspiel-Rätsel.
 Pridelnden Schnupftabak erzeugt' ich und schäumende
 Seife —
 Schmeichelt nicht meine Brust schäumend und
 pridelnd dem Ohr?

Buchstaben-Rätsel.
 Mit einem e trägt es die schwersten Lasten,
 Doch darf es, stets bewegt, nicht ruh'n, noch rasten;
 Mit einem i ist es unbeugsam nur
 In echter manneskräftiger Natur;
 Mit einem o zeugt es ein sanftes Tier,
 Zu mancherlei Gebrauch und Nutzen Dir.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Ein Charakter. Sie (zu ihrem Mann): „Du hast ja gesagt, Du willst nicht mehr ins Wirtshaus gehen, richtest Dich aber doch zum Fortgehen her!“ Er: „Ja, der Mann muß Selbstbeherrschung besitzen und oft auch gegen seinen Willen etwas thun. Ich gehe daher, trotz meines heftigen Widerwillens, doch ins Wirtshaus!“

Großthuererei. Gast: „Ist die Zunge auch ganz frisch?“ Wirt: „Natürlich, mit der können Sie sich beinahe noch unterhalten!“

Auflösungen aus voriger Nummer:
 der räthelhaften Anspielung: Wenn a Kamel la Mehl kann finden, kann man's Kamel einmal melken; der dreifelhafte Schärade: Sägebod; des Buchstaben-Räthels: Segel, Siegel; des Gtaten-Räthels: Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen.

Alle Rechte vorbehalten.
 Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.